

## André Hille

### „Erzähl mir vom Land der Birken“

#### Leipzig Hauptbahnhof

Mein Reisen beginnt mit dem Alleinsein. Ich stehe unter den weiten Stahlbögen des Leipziger Hauptbahnhofs. Der Raum scheint zu atmen. Manchmal tropft eine Lautsprecherdurchsage auf die Gleise hinab, die Sprache zerläuft im Hall. Das lang gezogene Quietschen eines bremsenden Zuges zerreißt mir die Ohren. Getrappel. Kofferrollen. Wege kreuzen sich. Würde jedes Paar Schuhe eine Spur auf dem Boden hinterlassen, ergäbe sich ein Schnittmuster, dicht, fast schwarz in der Mitte, mit lichten Stellen am Rand. Die Morgensonne fällt schräg durch die Fenster an der Stirnseite des Bahnhofs: Lichtwege hinauf ins unverschämt sommerliche Blau des Himmels; es ist Montagmorgen und dieses Blau, denke ich, habe ich ganz für mich allein. Es ist mein Blau und mein Montag, von heute an werden die Tage ganz und gar mir gehören.

[...]

#### Das Haus

[...] Ich wohne in einem Museum. Hochsensible Rauchmelder schrillen bei dem kleinsten Verdacht auf Feuer, Kameras überwachen den Garten und die Flure, es herrscht reger Touristenbetrieb. Täglich fahren drei, vier Reisebusse vor dem Haus vor und dann stehen sie, dreißig, vierzig Grauhaarige, in der Paradieshalle und lauschen andächtig den Worten ihres Reiseführers. Doch nachts lebe ich mit dem Nachlass Gerhart Hauptmanns allein. Wenn ich noch einmal über die Galerie in der Paradieshalle husche, um mir aus der Küche etwas zu essen zu holen, sehe ich unten im Halbdunkel seine Bronzebüste stehen. Ich erahne die Malerei an den Wänden und blicke durch die drei hohen Bleiglasfenster hinaus in die Nacht. Ich stehe hier, wie vielleicht Hauptmann vor siebzig oder achtzig Jahren hier gestanden hat, wenn er nicht schlafen konnte, den Blick ebenso wie ich in seine Halle gerichtet und sich fragend, was man hier eigentlich macht, allein in dieser Burg mitten im Riesengebirge.

[...]

#### Niederschlesien I

[...] Gerade so erwische ich den Kry-Cha-Bus nach Breslau. Der achtzehnsitzige Mercedes ruckelt voll besetzt über die Landstraße. Der Fahrer vor mir wippt bei jeder Bodenwelle auf und ab, die rechte Hand ruht auf dem ellenlangen Schaltknüppel. Auf den Notsitz hat sich ein zweiter Mann gefläzt. Lässig stemmt er den rechten Fuß auf die Ausstülpung des Radkastens, von seinem Handgelenk baumelt ein Chronometer, eine Ray-Ben-Sonnenbrille verdeckt seine Augen. Wer es in Polen zu etwas gebracht hat, versäumt nicht, es sofort zu zeigen. Die ganze Fahrt über reden und scherzen die beiden, sie spielen sich Bemerkungen zu wie einen Fußball im Training. Ein eingespieltes Team. Ein alter Aufkleber verkündet in deutscher Sprache: »Bitte nicht rauchen«. Sofort habe ich eine ganze Geschichte im Kopf. Ich sehe zwei polnische Männer in Gladbeck oder Gelsenkirchen oder Bochum verhandeln, ich sehe sie den Bus nach Polen überführen (Motor und Karosse getrennt, weil auf Einzelteile weniger Steuern bezahlt werden müssen), ich sehe sie an Samstagnachmittagen daran herumschrauben und ich sehe sie nun achtzehn Menschen von Hirschberg nach Breslau transportieren. Eine Sekunde lang glaube ich zu verstehen, wie das Leben in Polen funktioniert: mit Wagemut und Improvisation. Den Rucksack auf meinem Schoß, schaue ich hinaus auf das schlesische Land.

Es ist Mai. Der Himmel ist von einer kristallinen Bläue und Polen ist gesättigt von Blüten. Und Birken. Die Birken sind mir, noch vor den Pappeln und Weiden, die liebsten aller Bäume; die Zartheit ihrer Stämme, die Extravaganz ihrer weiß durchbrochenen Rinde, das silbrige, eitle Schillern ihrer Blätter bei jedem Lufthauch. Die Birken sind die Dichter unter den Bäumen, die Weiden vielleicht die Melancholiker, die Pappeln die Aufrechten, die Buchen die Soliden, die Eichen die Standhaften. Aber die Birken sind die Dichter.

[...]

Krakau

[...] Für diesen Freitagabend ist eine »literarische Jamsession« angekündigt. In einem kahlen Raum im zweiten Stock des Kulturbunkers drängen sich etwa hundert Menschen. Es ist dunkel. Vorn lärmt das russische Orkestr Che. Die Tatsache, dass die Band von hinten angestrahlt wird, verleiht der ganzen Veranstaltung etwas Gespenstisches. Das Publikum applaudiert mäßig. Der Sänger rezitiert noch ein Gedicht auf Russisch, dann tritt die Band ab. Heimlich schüttet man im Publikum, da der Alkoholgenuss im Haus verboten ist, das Bier aus eingeschmuggelten Dosen in sich hinein, bevor man die Büchsen wieder hinter dem Revers der Jacke oder in einem Jutebeutel verschwinden lässt. Neben mir steht ein Clochard mit spaghettilangen Haaren. Seine Schuhe sind offen, er trägt eine zerrissene Jeans und einen viel zu weiten Pullover. Wenn er lacht (und er lacht oft), entblößt er eine Reihe schlecht gepflegter, fast schwarzer Zähne. Er hält mir seine Bierdose hin. »Sergeij«, sagt er. Wir stehen hinten, vor uns der Schattenriss von hundert Köpfen, reichen uns gegenseitig das Bier und lästern über die piepsige Stimme der Sängerin der ukrainischen Band Fucktychno Sami, die jetzt ihren ersten Song spielt.

»She's trying to sing like Madonna«, sagt Sergeij.  
»Yes, but she has no voice.«

»She has to ...«, er sucht nach Worten und macht eine Bewegung mit beiden Händen vom Becken hinauf zur Brust, »free her voice.«

Später gehen wir hinunter und setzen uns auf die Stufen vor dem Haus. Sergeij dreht sich eine Zigarette. Die nächste Bierdose wandert zwischen uns hin und her. Der Abend ist mild. Sergeij erzählt von sich. Er ist ebenfalls Schriftsteller und auf eine Art sensibel und zurückhaltend, die mich berührt. Wir wechseln ein paar Worte über das Schreiben und verstehen uns sofort – der Druck zu publizieren, der zunimmt, je älter man wird, der lange Atem, den man für einen Roman braucht, die ewige Bewerberei. Er erzählt mir von seinem neunjährigen Sohn, den er aus Versehen mit Anfang zwanzig gezeugt habe und für den er nun monatlich Unterhalt zahlen müsse, und er erzählt mir von Beckett. Er sei der größte Beckett-Fan

in Krakau, sagt er, aber er liebe nur die Romane, nicht die Stücke. Ich hätte mich mit Beckett noch nicht beschäftigt, antworte ich, ich verdanke ihm nur einen der besten Durchhaltesprüche für Autoren: Immer versucht. Immer gescheitert. Einerlei. Wieder versuchen. Wieder scheitern. Besser scheitern. Krampfhaft versuche ich, Sergeij diesen Satz auf Englisch beizubringen, scheitere aber an dem Wort »scheitern«, das mir partout nicht auf Englisch einfallen will. Also stottere ich etwas von »broke down«, aber ich glaube, er versteht mich nicht.

[...]

Familie

Heute Abend rollt ein schweres Gewitter über die Berge zu uns herüber und ich bin froh, dass es mir nicht gestern, auf meiner Wanderung begegnet ist. Schon eine Stunde vorher roch die Luft nach Regen und Staub. Ein warmer Wind leckte das Land – die vorauseilende Zunge des Gewitters. Später, als der Regen nachgelassen hat, gehe ich noch einmal ins Dorf und begegne einem jungen polnischen Paar auf einer Baustelle. Piotr und Anja sind aus Breslau in die Berge gezogen, sie wohnen mit ihrer zweijährigen Tochter bei Freunden und bauen sich hier, auf einem kleinen Wiesengrundstück, ein Blockhaus. Fünf schwergewichtige Männer wuchten einen Fichtenstamm nach dem anderen hinauf und stecken sie nach einem ausgeklügelten Prinzip ineinander. Das Erdgeschoss ist schon fertig, ebenso der Kamin, der aus der betonierte Bodenplatte herausragt wie die Spitze einer Reißzwecke. In ihrem Garten steht ein krumm gewachsener Apfelbaum in voller Blüte und vom zukünftigen Wohnzimmer aus öffnet sich ein weiter Blick auf die Hügellandschaft. Piotr ist ein hagerer, mittelgroßer Mann mit den Ansätzen eines Vollbartes. Er arbeitet als Lotse auf dem Breslauer Flughafen, während Anja, eine schlanke Frau mit einem blonden Pagenkopf, zu Hause bleibt und sich um ihre Tochter kümmert. Sie sind etwa in meinem Alter und sprechen fließend Englisch.

Piotr macht eine Pause. Er reicht mir ein Löwenberger Bier, wir stellen uns an den Rand der Baustelle und reden, während wir den anderen bei

der Arbeit zusehen, über die Grundstückspreise in Deutschland und Polen oder erörtern den Vorteil von Holz- gegenüber Steinhäusern. Später gesellt sich Anja dazu, mit einem freundlichen Lächeln reicht sie mir die Hand, wobei sie mit der Routine einer erfahrenen Mutter ihre Tochter im Zangengriff zwischen Unterarm und seitlich ausgestelltem Becken balanciert. Sie strahlen das hermetische Glück einer jungen Familie aus, das mich, als Einzelnen, verunsichert. Ich sehe diese Familie ihr Haus bauen, sehe die Sorgen, als die Arbeiter einen Balken nicht finden können, den Stolz, als mich Anja über den Betonboden führt und mir die imaginäre Aufteilung ihres Hauses zeigt: »Here's the kitchen, this is the fireplace, here will be the stairs to the first floor.« Angekommen sein, denke ich und beneide die beiden. Nicht mehr aufbrechen müssen. Das Leben im Gleichmaß der Tage vernünftig abarbeiten. Piotr kniet sich auf den Estrich, kontrolliert etwas. Vielleicht sehnt er sich nach der Freiheit, die ich habe. Ich denke, ich würde mich nach ihr sehnen, wenn ich an seiner Stelle wäre.

[...]

## Niederschlesien II

[...] Eine Stunde später sitzen wir, auf dem Weg nach Breslau, in Olivers altem Opel und rezitieren lautstark Hauptmann-Gedichte. Im Erdgeschoss des Wiesensteins befindet sich ein Multimedia-raum, in dem für die Besucher kleine Filmchen auf Leinwand projiziert werden, einminütige Ausschnitte aus einer vergangenen Schwarz-Weiß-Welt, in der sich die Figuren schnell und ruckend bewegen: Hauptmann 1929 in Italien, Hauptmann 1932 in New York und: Hauptmann liest seine Gedichte. Er sitzt auf einem Sofa, vermutlich im Wiesenstein, und rezitiert mit geballter Faust und erhobener Stimme das Gedicht »Du weißt nicht, wer du gewesen bist« oder Passagen aus seiner Autobiografie »Abenteuer meiner Jugend«. Seine Stimme hallt durchs ganze Haus. Wenn man zufällig oben auf der Galerie steht ist es, als säße der alte Herr höchstpersönlich dort unten mit einer Flasche Rotwein und läse vor einer Schar Begeisterter. Nach kurzer Zeit kennen Oliver und Friederike, die Führungen durchs

Haus anbieten, und ich, der ich mich hin und wieder in eine der Reisegruppen einreihe, alle Texte auswendig – Hauptmanns Hang zum unbedingten Reim macht sie zusätzlich einprägsam. So ist das Rezitieren der Gedichte zu einem Spiel, ja Ritual zwischen uns geworden. Zum Beispiel: Ich komme gegen Mittag ins Büro, um meine E-Mails abzurufen und rufe, die Hand wie ein Cäsar nach vorn streckend: »Bleibt mir vom Leib mit eurem Geschrei.« Frieda ruft zurück: »Dass mir der Mensch nur ein Häuflein Asche sei.« Wichtig ist dabei, möglichst den pathetischen Originalton Hauptmanns zu treffen. Als wir jetzt nach Breslau heizen (Oliver überholt wie verrückt, um überhaupt voranzukommen), spielen wir wieder dieses Spiel. Oliver intoniert: »Nun bist du Dulder, bis Überwinder ...«, Frieda ergänzt: »... sind wir nicht alle des Daseins Kinder?« und ich schließe mit: »Seine eigene Asche hat niemand gesehen, wovon wir wissen ist Auferstehn!«

[...]

## Fußball

Die Fußball Weltmeisterschaft prallt ebenso an den dicken Mauern des Gerhart-Hauptmann-Hauses ab, wie alle anderen Nachrichten aus der Welt. Der einzige Fernseher des Hauses befindet sich im Vier-Quadrat-Meter-Kabuff der Wächter. Er läuft rund um die Uhr. Manchmal schaue ich mir eine Halbzeit an, wenn die Wächter im Haus unterwegs sind. Dann setze ich mich auf den verlausten Sessel gleich neben der Tür und versuche, aus dem grünweißen Rauschen ein Fußballspiel zu extrahieren. An diesem Mittwochabend klopfe ich in der Hoffnung an die Tür, dass Zabel Dienst hat, einer jener gebrochen Deutsch sprechenden Wärter, von dem ich weiß, dass er sich die Spiele anschaut. Doch ich habe Pech. Es ist der dicke Wärter mit Schnauzer und er sitzt gebannt vor einer Art polnischen Rosamunde-Pilcher-Film. »Dobry Wieczór«, sage ich, guten Abend. Er weiß sofort Bescheid. »Football?« Ich nicke zwar, aber winke ab, denn ich möchte ihn nicht bei seinem Film stören, doch er springt auf. »Nie, nie,« ruft er und bietet mir den Sessel an, »proszę, proszę bardzo.« Ich will wirklich keine Umstände machen. Aber da hat er es sich schon auf einen Klappstuhl

bequem gemacht und den Kanal gewechselt. Achtelfinale. Portugal gegen Niederlande. Es geht um den Einzug ins Viertelfinale. Das Spiel entpuppt sich als das Skandalspiel der WM. Der Schiedsrichter ist völlig überfordert, wirft mit gelben Karten nur so um sich. Am Ende werden es sechzehn gelbe und vier rote Karten sein. Das Spiel ist der reinste Nervenkrieg. Ich kaue an den Nägeln, bin innerlich angespannt. Es rührt mich, wie der Wärter neben mir sitzt, mit im Schoß gefalteten Händen und mir zuliebe das Spiel ansieht. Um das Schweigen aufzulockern und meinen Schuldgefühlen Ausdruck zu verleihen, wende ich mich hin und wieder mit Worten wie »emotionalny« oder »Chaos« an ihn, von denen ich hoffe, dass es sie auch im Polnischen gibt, was er lächelnd quittiert. Ein paar Tage später schaue ich mir das Viertelfinalspiel Deutschland gegen Argentinien in einer Hirschberger Kneipe an. Ein irischer Pub, Guinness-Gemütlichkeit, wie sie überall auf der Welt aussieht, eine gewellte Leinwand vor

dem Fenster. Der komplette Laden ist gegen Deutschland, so dass ich mir während des Spiels das Jubeln verkneife. Ich sitze ganz vorn und muss daher zwei Stunden schräg nach oben schauen. Hinter mir hat eine Gruppe kräftiger, tätowierter Jungs eine Bank belegt. Ich verstehe nicht, was sie sagen, doch auch so teilt sich mir der Hass mit, den sie auf die deutsche Mannschaft haben. Sie verhöhnen die deutschen Nachnamen, rufen „Sweinsteiger, Schwein, Schwein“, sie veräppeln Lehmann, Klinsmann, jubeln bei der kleinsten Aktion der Argentinier, als hätte es ein Tor gegeben und lamentieren lautstark bei jeder Entscheidung des Schiedsrichters für Deutschland. Am Ende das Elfmeterschießen, die Stimmung ist gereizt, die Spannung unerträglich. Dann bricht es aus mir heraus, ich klatsche und juble bei jedem Elfmeter, den Deutschland verwandelt. Hinter mir wird es immer stiller. Als Deutschland 4:2 gewinnt, verlasse ich triumphierend den Laden.